

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

14. (7. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

14. (7. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 31. Januar 1900, abends 7^{1/2} Uhr im Bürgersaale des
Rathauses.**

A. Der Vorsitzende Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel begrüßte namens des Vorstandes die Mitglieder in der ersten ordentlichen Versammlung des neuen Jahres und machte darauf aufmerksam, dass das diesmalige Stiftungsfest Mittwoch den 7. März im Hôtel Impérial (Schlaraffia) Enckeplatz 4/4a. gefeiert werde.

Derselbe teilte ausserdem folgendes mit.

1. Auch in der „Brandenburgia“ ist es vom heimatkundlichen Standpunkte aus nötig des Jahrhundertwechsels zu gedenken. Fürchten Sie nicht, dass ich die unfruchtbare Streitfrage, ob das 19. Jahrhundert mit dem 31. Dezember 1899 oder mit dem 31. Dezember 1900 zu Ende gehe, auch bei uns aufwerfen werde; mag sich da jeder mit seinem chronologischen Gewissen abfinden, wie er will. Für mich beginnt chronologisch das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901; ich grolle aber keinem, der da meint, man habe richtiger den Beginn auf den 1. Januar 1900 verlegt.

Es kommt für uns nur darauf an, festzustellen, wie man thatsächlich bei uns vor 100 Jahren über die Sache gedacht und wie man sie geschäftlich beziehentlich amtlich behandelt hat.

Darnach kann nicht ein Schatten eines Zweifels sein, dass die ganze Bevölkerung vom König bis zum Arbeiter nur den 1. Januar 1801 als Beginn des 19. Jahrhunderts angesehen hat. Zum Beweise lege ich Ihnen aus der Magistrats-Bibliothek die Jahrgänge 1799, 1800 und 1801 der beiden gelesenen Tagesblätter, der Vossischen und der Spenerschen Zeitung vor. In den Jahrgängen 1799 zeigt sich nicht die leiseste Anspielung auf den Jahrhundertwechsel und die Neujahrsnummern 1800 bringen hiermit in Übereinstimmung nur das übliche Neujahrs-Festgedicht. Erst um die Mitte des Dezember 1800 herum, finden sich in der Vossischen und Spenerschen Zeitung Anspielungen auf das kommende

19. Jahrhundert. So zeigt in der Spenerschen Zeitung vom 18. Dezember 1800 der Hofmedailleur Daniel Loos und sein Sohn Friedrich Loos an, dass sie eine Münze geprägt, Vorderseite mit der Inschrift (nach August Lafontaine):

„Alles vergeht, aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, Liebe zu guten Menschen vergeht nie.“

Rückseite:

„Dem scheidenden und kommenden Jahrhundert 1801.“

Ausserdem bietet dieselbe kunstgewerbliche Firma am 23. Dezember 1800 ebendort an eine „Denkmünze zu einem zärtlichen und menschenfreundlichen Glückwunsche beim Antritt des neuen Jahrhunderts“.

Rückseiten-Inschrift (biblische Worte):

„Frieden sollen sie haben und Freuden die Fülle. 1801.“

Der Kupferstecher Thormann zeigt in derselben Nummer an: „Um die gewiss für jedermann merkwürdige Epoche des neuen Jahrhunderts auf einige Zeit in stetem Andenken zu erhalten, ist eine Medaille auf eine ganz neue und einfache Art verfertigt worden“. Auf der Rückseite steht „zum Andenken des angehenden 19ten Jahrhunderts.“ — Noch 2 andere Medaillen werden von Loos am 28. Dezember 1800 angezeigt: „1. Ein Januskopf mit der Umschrift: Vergangen sei das Übel, froh die Zukunft. Abschnitt: Wunsch zum 19ten Jahrhundert. 2. Mit dem Bildnisse des Königs. Umschrift: Ihm danken wir am Schlusse des Jahrhunderts des Friedens Segnungen.“

Eine stärkere Bestätigung, dass jedermann damals den Anfang des neuen Jahrhunderts erst vom 1. Januar 1801 rechnete, kann es kaum geben.

Hiermit stimmen selbstverständlich auch die amtlichen Anordnungen. In der Vossischen Zeitung vom 1. Januar 1801 heisst es: „Durch ein Cirkular des Königl. Ober-Konsistoriums in Berlin ist verordnet worden, dass heute, am Anfange des neuen Jahrhunderts, der Gottesdienst aller Konfessionen mit einem feierlichen Gebete beginnen und mit einem solchen und dem Te Deum beschlossen werden soll. Jedem Prediger ist es überlassen, einen eigenen schicklichen Text zu wählen und nach den Umständen gehörig zu benutzen, auch die allgemeine Übersicht der Zu- und Abnahme der Bevölkerung, wenn etwa Daten dazu vorhanden sind, anzugeben. Man wird begierig sein zu wissen, wie in vorigen Zeiten dieser merkwürdige Tag gefeiert worden ist. Eine gelegenheitliche Anfrage veranlasste die Aufseher der ansehnlichen Herzoglichen Bibliothek zu Gotha nachzusuchen, was sich für Nachrichten von Feierlichkeiten fänden, mit den man vor 100 Jahren den Schluss des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts hie und da begangen habe. Zur Verwunderung fand sich nichts davon; wohl aber eine Menge Nachrichten von kirchlichen und andern Solennitäten, womit das Jahr-

hundert der Reformation, der Augsburgerischen Konfession, des Passauischen Vertrags, und sogar des Religionsfriedens, an sehr vielen protestantischen Orten und besonders in Sachsen, gefeiert worden ist. Wie feierlich das Jubeljahr zu Rom, sogar alle 25 Jahre seit 1300 begangen wurde, und wie die vermauerte heilige Pforte an der Peterskirche jedesmal den 24. Dezember 99 (das letzte Mal wegen der Zeitumstände ausgenommen) eröffnet, und an demselben Tage des folgenden Jahres wieder geschlossen wird, wodurch in vorigen Zeiten nicht Tausende, sondern Millionen von Pilgrimen nach Rom gezogen wurden, ist bekannt. Die Abneigung gegen den Papst und päpstliche Einrichtungen trug mit dazu bei, dass die Protestanten die schon bei den alten Römerzeiten gebräuchliche Sekularfeier unterliessen. Auch mochte die bei der letzten Sekularfeier mit vieler Lebhaftigkeit verhandelte Streitfrage: ob das Jahr 99 oder 100 das Schlussjahr des Sekulums sei? mit an dieser Vernachlässigung Schuld sein. Unter den satyrischen Münzen, die 1700 erschienen, führte eine die Inschrift: „Wo sind wir?“

Um die Stellung des jetzigen Papstes Leo XIII. zu der Jahrhundertsfrage zu präzisieren, muss man zweierlei unterscheiden: Das heilige Jahr, welches der Heilige Vater jüngst in der römischen Peterskirche mit dem hergebrachten Ceremoniell eröffnete und welches allerdings mit dem 1. Januar 1900 begonnen hat, und das neue Jahrhundertsjahr. Das neue Jahrhundertsjahr hat mit dem Jubeljahr absolut nichts zu thun. Nach des Papstes Ausspruch beginnt das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901. Die in dieser Beziehung wohl informierte katholische Märkische Volkszeitung schrieb hierzu vollkommen zutreffend am 29. Dezember 1899:

„Die kürzlich veröffentlichten Anordnungen des preussischen Ministeriums über den Beginn des 20. Jahrhunderts, namentlich die an die Schulen der Monarchie ergangenen Weisungen, die Kinder auf den bevorstehenden Wechsels des Jahrhunderts hinzuweisen, haben die irrige Annahme zur Voraussetzung, dass das 19. Jahrhundert bereits am 31. Dezember dieses Jahres sein Ende erreiche. Was zu dieser falschen Annahme geführt hat, ist nicht recht ersichtlich. Derartige Wendepunkte können doch nicht nach blosser Willkür und Laune berechnet und festgestellt werden. Die hier allein massgebende Chronologie erklärt einstimmig als Schlusstag des neunzehnten Jahrhunderts, den 31. Dezember 1900. In der That, wer z. B. 1900 Bücher lesen soll und im Begriff steht, das 1900 te aufzuschlagen, hat eben dieses letzte noch zu lesen, und erst dann ist das 19te Hundert durchstudiert. Man hatte jüngst verbreitet, auch der Papst habe die Jahrhundertwendefeier schon auf den 31. Dezember 1899 verlegt. Dann hiess es, um auch der anderen Berechnung gerecht zu werden, habe der Papst bestimmt, es solle auch am 31. Dezember 1900 eine entsprechende Schlussfeier veranstaltet

werden. Wie ungenau diese Gerüchte waren, ergibt der Wortlaut eines Erlasses der h. Ritenkongregation vom 13. November 1899. Es heisst da u. a.:

Wir stehen im Begriff, in der nächsten Zeit den Beginn des heiligen Jahres zu feiern, welches unser hl. Vater und Herr Leo XIII. glückverheissend angesagt hat. . . . Mit Mitternacht des letzten Dezembers des nächsten Jahres endet das gegenwärtige Jahrhundert und ein neues fängt an. . . . Damit deshalb das kommende Jahr 1900 seinen hoffnungsvollen Anfang nehme mit der Erflehung der Hilfe Gottes und seines eingeborenen Sohnes unseres Heilandes, und damit dasselbe segensreich verlaufe und, wie wir wohl hoffen dürfen, ein weit glücklicheres Zeitalter bringe, erteilt unser hl. Vater Papst Leo XIII. gnädig die Erlaubnis, dass am 31. Dezember sowohl des zur Neige gehenden als auch des kommenden Jahres um Mitternacht in den Kirchen und Kapellen, in welchen die hl. Eucharistie vorschriftsmässig aufbewahrt wird, nach dem weisen Ermessen des Ordinarius eines jeden Ortes das allerheiligste Sakrament zur Anbetung ausgesetzt werde . . . u. s. w.“

Es sind noch zur Unterstützung, dass das 19. Jahrhundert am 1. Januar 1800 begonnen habe, unsere zwei grössten Dichterheroen Goethe und Schiller gewissermassen als Kronzeugen ins Feld geführt worden, indem Schiller am Neujahrstage 1800 seinen Freund Goethe auch zum neuen Sekulum begrüsst und letzterer hierauf entsprechend geantwortet habe. Man hätte diese beiläufig hingeworfenen Bemerkungen lieber nicht ins Gefecht führen sollen. Denn in Weimar und Jena, überhaupt in den thüringischen Staaten ist der Jahrhundertswechsel amtlich erst am 1. Januar 1801 gefeiert worden und auch Schiller hat seinen Irrtum offenbar eingesehen, denn das berühmte Lied Schillers: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ ist erst im Mai 1801 erschienen (vgl. Viehoff, Schillers Gedichte, III. 377). Noch schlimmer ergeht es denen, welche den Anfang des herrlichen Schillerschen Gedichts „Die Künstler“ citieren:

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige,
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige“

und bei der Jahrhundertsneige an das Jahr 1799 denken. Der Dichter hat den Ausdruck „Jahrhunderts-Neige“ mit seherischer Prophetie gebraucht, denn dies edle Lied ist bereits im Jahre 1789 erschienen.

Endlich sei mir noch gestattet, darauf hinzuweisen, wie unser Volk, insbesondere die Geschäftswelt durch die unvermutete Bekanntmachung, dass der Eintritt des XX. Jahrhunderts am 1. Januar 1900 gefeiert werden solle, vollständig überrascht worden ist. Man ersieht das deutlich u. a. aus den diesmaligen Neujahrsglückwünschen. Dieselben bewegen sich in dem alten herkömmlichen Fahrwasser wie bei jedem Jahreswechsel. Unter den Hunderttausenden der erwähnten Glückwunsch-

karten findet sich keine einzige, welche den Jahrhundertswechsel erwähnt. Diesen hätte sich aber die Industrie sicherlich nicht entgehen lassen, wenn sie nicht, wie ich schon sagte, durch die unvermutete Fixierung des Jahrhundertwechsels auf den 1. Januar 1900 völlig überrumpelt worden wäre. Die Zeichner, Kunstdrucker, Luxuspapierfabrikanten stellen nämlich die Jahresglückwunschkarten schon mindestens 6 Monat früher fertig, damit sie gehörig an die Abnehmer verteilt und versendet werden können. Als dies diesmal geschah, waren die betr. Fabrikanten pp. im guten Glauben, dass der Jahrhundertswechsel eben erst am 1. Januar 1901 eintreten werde. In aller Hast sind in den letzten Tagen des Jahres 1899 noch einige auf den Jahrhundertwechsel am 1. Januar 1900 bezügliche Karten nachgedruckt wurden, die aber gerade nur bestätigen, was ich bezüglich des grossen Publikums gesagt habe.

Alles in allem betrachtet können auch die Freunde des Beginns des 20. Jahrhunderts mit dem 1. dieses Monats nicht bestreiten, dass seit der letzten amtlichen und öffentlichen Jahrhundertwechselfeier erst 99 Jahre vergangen sind, mit andern Worten, dass man uns ein Jahr des 19. Jahrhunderts entzogen hat.

2. August Förster: Aus Grünbergs Vergangenheit.

Gesammelte Bilder zur Geschichte der Stadt nach vorhandenen Chroniken und sonstigen Überlieferungen. Grünberg i. Schles. Druck und Verlag von W. Levysohn 1900. S. 390.

Grünberg ist uns Berlinern, insbesondere den alten und ältesten unter uns bekannt. Der Berliner sagt natürlich stets dreisilbig Grüneberg*). Der Grüneberger Wein wurde im Mittelalter und noch später bei uns getrunken, er ist nachmals bei uns, ich meine mit Unrecht, in Verruf gekommen und wird unter den Dreimännerweinen aufgeführt. Die Grünberger Trauben erschienen hier noch lange Jahre neben den Gubenschen auf dem Berliner Markt, auch hier haben die sauren Jahre dem Absatz geschadet und in Verbindung mit den Einfuhrzollerleichterungen den Ersatz der lausitzer und schlesischen Trauben durch die süssen Tafeltrauben Südtirols, Ungarns und Italiens bei uns begünstigt. Aber nicht bloss über den Weinbau Grünbergs berichtet der Verfasser, unser Mitglied, sondern über eine Menge anderer Dinge, als über die Tuchmanufaktur, über die Zeiten des Alten Fritz und die Franzosen in Grünberg. Von dem Neutralitätsarmen i. J. 1711 und dem damit zusammenhängenden angeblichen Hünengrab im Künauer Walde wird uns erzählt, das sich als ein damals aufgeworfener Farnhügel entpuppt hat. Die Hexenprozesse in Grünberg und Umgegend von 1663—1669 entwerfen ein schauerliches Bild menschlicher

*) Ähnlich wie man früher in Berlin (ab und zu auch wohl noch jetzt) Greifswalde für das allein richtige Greifswald sprechen hört.

Geistesumnachtung, an dem Protestanten wie Katholiken beteiligt sind, und erinnern uns leider an ähnliche Vorgänge in der Mark Brandenburg. Eines alten Eibenbaumes (*Taxus baccata*) mitten in der Stadt Gr. wird liebevoll gedacht und er mit den Herrenhaus-Eiben, den ältesten lebenden Berlinern, verglichen. Die Grünberger Eibe hat von 188 cm bis 212 cm Umfang und wird von Johannes Trojan, dem Eibenfreund und bewährten Eibenkenner, auf 500 bis 600 Jahr geschätzt. Der bis jetzt etwas stiefmütterlich behandelte „älteste Grünberger“ soll fortan besser gepflegt werden. Sehr interessant sind die Schilderungen Grünbergs in den politischen Bewegungsjahren 1848 und 1849, womit das flott geschriebene, auch für den brandenburgischen Leser interessante Förstersche Buch schliesst, das belehrend und gründlich, niemals aber langweilig ist, wie sonst so manche Ortschronik.

3. E. Lemke: Volkstümliches in Ostpreussen. 3. Teil. Allenstein. Druck und Verlag von W. E. Harich. 1899. XII + 184 S. 8°.

Unser Mitglied Fräulein Elisabeth Lemke hat nach mancherlei Schwierigkeiten und nach langer Zeit (Teil I erschien 1887, Teil 2: 1889) den 3. Teil ihres überaus fleissigen Sammelwerkes fertig gestellt, aber dies „fertig“ bezieht sich nur auf den erzwungenen Abschluss, indem sie genötigt ist ihre Heimat zu verlassen. Der von der Verf. ausgebeutete Kreis beträgt 40 km im Durchmesser mit dem Städtchen Saalfeld als Mittelpunkt.

Wie in den früheren Teilen wird nur Verbürgtes geliefert, das mit einem wahren Bienenfleiss und immer getreu aus der Volksseele gesammelt ist, wodurch sich die Arbeit von ähnlichen Versuchen (auch in unserer Provinz Brandenburg) vorteilhaft unterscheidet. Für uns märkische Heimatsorte ist es sehr dienlich, ja notwendig, auch die Nachbarlande auf Volkstümliches zu mustern, da nur auf diese Weise festgestellt werden kann, was märkisch im engeren Sinne ist und was wir mit den Nachbarn gemeinsam haben.

Dieser 3. Teil behandelt als neu: Wohnung, Gerätschaften und Kleidung und giebt reiche Nachträge zum 1. Teil, zum Volkskalender, zur Pflanzen- und Tierwelt, Wetterkunde, Aberglauben. Desgl. zum 2. Teil, Sagen, Spukgeschichten, Märchen.

Wir können der vortrefflichen Arbeit E. Lemkes nur eine recht weite Verbreitung in den Kreisen der Volksfreunde und Volkskundigen wünschen.

4. Albert Borchert: Heimatkunde von Berlin und der Mark Brandenburg für Vorschulen. Berlin 1900. L. Oehmigkes Verlag.

Die Heimatkunden schiessen jetzt wie Pilze aus der Erde. Es ist das ein erfreulicher Beweis dafür, dass in der Schulwelt immer mehr

die Vorstellung sich Bahn zu brechen scheint, aller Jugendunterricht solle von der Heimat ausgehen. Während nun die meisten dgl. Bücher auf die Volksschule berechnet sind, dient die Borchertsche Heimatkunde der Vorstufe der höheren Lehranstalten. Einige elementare geographische Grundbegriffe leiten ein. Dann kommt das Schulhaus und seine Umgebung, dann Berlin, dann die Mark Brandenburg, wofür es freilich richtiger Provinz Brandenburg heißen würde. Alles nett und klar vorgetragen, behält der Klippschüler nur ein Zehntel von dem, was Borchert ihm bietet, so werden wir ihn gern als neuen kleinen Gelehrten in unserer Specialwissenschaft betrachten.

5. Der Jahrhundertswechsel möge mir noch die nachfolgende kleine Mitteilung gestatten, welche mir beim Durchblättern alter Zeitungen aus der vorletzten Jahrhundertswerde in die Feder kam. Vorläufer der Eisenbahn-Personenbeförderung vor 100 Jahren. In der „Voss.-Ztg.“ vom 9. Febr. 1799 liest man folgende Anzeige: „Die Englische fliegende Infanterie. Da die Englische Nation bei Errichtung ihrer Nationalgarde, wo jeder Kaufmann, ja sogar jeder Geistliche Soldat ist, auf Mittel dachte, diese Nationalgarde recht schnell von einer Gränze zur andern zu bringen, erfand man eine Maschine, die 40 Mann trägt, vermittelt welcher man des Tages 8 Deutsche Meilen machen kann, und sich die Infanterie ebenso schnell, als die Kavallerie, fortbewegt. Jedes Regiment hat 10 solcher Maschinen. Die Abbildung davon ist auf einem Folioblatte in allen Buchhandlungen für 16 Gr. zu haben. Baumgärtnerische Buchhandlung in Leipzig.“

Diese Mitteilung ist interessant einmal deshalb, weil man damals gerade bei der Nation, welche sich gegen die allgemeine Wehrpflicht im Scharnhorstschen Sinne bis heut sträubt, nahe daran war, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen, noch mehr aber deshalb, weil wir es hier mit einem Vorläufer unserer Eisenbahnen zu thun haben. Freilich die Schnelligkeit desselben mit 8 d. M. auf den Tag vermag uns nicht zu imponieren.

6. Dem Fischessen, welches nach dem Schluss unserer Sitzung im Ratskeller stattfindet, haben wir uns bemüht, auch diesmal wieder einen heimatkundigen Charakter zu geben. Waren die zwei früheren gemeinschaftlichen Fischessen in unserer Brandenburgia „nach altberlinischer Art“ benamset, weil wir dazu die Küchenvorschriften anwenden, welche unser Fischereisachverständiger Herr Kretschmer so angab, wie er sie in seiner Jugend von seinem elterlichen Hause in Berlin her kannte, so haben wir diesmal ein Spreewälder-Fischessen gewählt. Fräulein Lemke, welche im Auftrag des Brandenburgischen Fischerei-Vereins den Spreewald bereiste, hat für unsere Mahlzeit wie folgt, die nötige Kochvorschrift mitgebracht.

Rezept zur Spreewaldsauce (mitgeteilt von Herrn Gastwirt

A. Richter in Lehde). „Man nehme etwas Butter, lasse sie braun werden, thue einfach Bier, ein wenig Wasser, saure Sahne, etwas Zwiebel, Gewürz, Pfeffer, Lorbeerblatt und Salz dazu und lege die frisch geschlachteten Fische hinein, lasse dieselben langsam fertig kochen, giesse nachher die Sauce ab und quirle dieselbe mit süsser Sahne und etwas Weizenmehl ab, beträufle die Sauce vor dem Servieren mit brauner Butter und übergiesse die Fische mit wenig Sauce“.

7. Ein neuer miocäner Sumpfcypressen-Wald.

Herr Sanitätsrat Dr. Robert Behla in Luckau, einer unserer eifrigsten heimatkundlichen Forscher, welchem wir wiederholt wertvolle Mitteilungen verdanken, hat mir aus dem Cottbuser Anzeiger vom 14. Januar 1900 folgende interessante Notiz zugehen lassen.

„Es sind nur wenige Jahre her, dass von der Grube „Viktoria bei Gross-Räschchen (welche kürzlich von einem Brandunglück heimgesucht worden ist) die Kunde ging, dass im Tagebau derselben die Stämme und Wurzelstümpfe riesenhafter Bäume aus der Tertiärzeit blosgelagt worden seien. Die ganze wissenschaftliche Welt beschäftigte sich mit dem interessanten Funde, und von den Fachmännern wurde nach eingehenden Untersuchungen festgestellt, dass es sich um die jetzt nur noch in Nordamerika, in den grossen Küstensümpfen am unteren Mississippi als Waldbaum heimische Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) handle, die also in der Urzeit auch in unserer Gegend grosse Sumpfstrecken bedeckt haben müsse. Die Funde erregten schon deshalb berechtigtes Aufsehen, als das fossile Vorkommen dieses Nadelbaumes bisher noch nirgends konstatiert worden war. Herr Sanitätsrat Dr. Behla-Luckau widmete dem Thema s. Zt. eine instruktive Abhandlung in den Spalten dieses Blattes. Diese Cypressenwälder, welche der Schichtung ihrer Reste nach mehrere Generationen erlebten, gingen durch irgend welche elementare Gewalten unter und wurden während der nachfolgenden Eiszeit von den Thon-, Sand- und Geschiebeführungen der Gletscher überdeckt. Aus den Nadeln, Zweigspitzen und abgestorbenen Ästen der Sumpfcypresse (dieselbe wirft nämlich im Gegensatz zu den meisten anderen Nadelhölzern alljährlich nicht nur sämtliche Nadeln, sondern auch die jüngsten Zweigspitzen ab) sowie aus Moosen und anderen niederen Sumpfgewächsen ist im Laufe ungezählter Jahrtausende die Kohle hervorgegangen, während die umgebrochenen Stämme und Wurzelstümpfe von oft gewaltigen Dimensionen in der wasserreichen Schicht unter Luftabschluss nicht verkohlten, sondern sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhielten. Schon beim Bekanntwerden der Funde in der Grube „Viktoria“ wurde die Vermutung ausgesprochen, dass wahrscheinlich alle Kohlenlager der Lausitz aus untergegangenen und begrabenen Wäldern dieser Sumpfcypresse entstanden sein mögen. Diese Vermutung scheint sich allmählich vollständig bestätigen zu wollen. Auch in unserer benachbarten Braunkohlengrube „Guerini“ werden seit einiger Zeit die Stämme und Stümpfe von riesigen Nadelbäumen gefunden, die durch massenhaftes Vorkommen an vielen Stellen der eigentlichen Kohlengewinnung Schwierigkeiten bereiten, stückweise herausgehauen und

bei Seite geräumt werden müssen. Die von der Grube „Viktoria“ sehr abweichenden Abbauverhältnisse gestatten die genaue Feststellung der für die Sumpfcypresse charakteristischen „Knuddeln“ oder „Knubben“ der Wurzeln allerdings nicht. Die Prüfung muss auf das Holz beschränkt bleiben. Dasselbe ist äusserst leicht spaltbar, stark querbrüchig, von hell- bis dunkelbrauner Farbe, ausgezeichnet erhalten und stimmt in seiner genau zu erkennenden Struktur und Beschaffenheit mit dem Holze in der Grube „Viktoria“ so augenfällig überein, dass ohne Zweifel anzunehmen ist, dass es sich auch hier um die Sumpfcypresse aus der Tertiärzeit handelt. Das Holz besitzt einen ausserordentlich hohen Heizwert, und den Arbeitern ist es gestattet, soviel als Brennholz für den eigenen Hausbedarf zu bergen, wie dies der ordnungsmässige Betrieb der Grube zulässt. Der grösste Teil des Holzes freilich bleibt in den ausgebeuteten Strecken liegen. Diese neue Fundstelle bietet einen weiteren wertvollen Beitrag für die Kenntnis des organischen Lebens in der Lausitz zur Urzeit.“

Ich füge dem hinzu, dass das miocäne Sumpfcypressenholz sich zur Kunsttischlerei sehr wohl verwenden lässt und verweise im übrigen unsere Mitglieder und Leser auf meine einschläglichen Mitteilungen „Brandenburgia“ III. 212 u. 271; IV. 147 u. 285; V. 289 u. VII. 362.

8. Berlin vor hundert Jahren. 1800. Saecularheft von „Berliner Leben“. Illustrierte Zeitschrift für Schönheit und Kunst. — Unser Mitglied Herr Hofgoldschmied Paul Telge hat die Güte gehabt, mir dies interessante Heft, zu dem Herr Gotthilf Weissstein einen kurzen, aber vollkommen orientierenden Text geschrieben, mitzuteilen und ich lege es um so lieber vor, als wir bereits in der Sitzung am 3. k. M. eine gleichlautend betitelte Wanderung durch Berlin unter Führung von Dr. Gustav Albrecht mit Unterstützung von Projektionsbildern antreten werden.

Der sehr reiche Bilderschmuck, Häuser, Prospekte, Landschaftliches, Personen, Theater, Kleinkunst u. s. w. kann beim Herumgehen genügend eingesehen werden und bedarf kaum einer weiteren Erläuterung an dieser Stelle.

9. Das Pagenhaus, Berlin C., Holzgartenstrasse 8. Unter den in Nr. 8 beschriebenen Ansichten befindet sich auch eine solche des Paul Telgeschen Hauses, Holzgartenstrasse 8. Es liegt auf dem unter dem Grossen Kurfürsten angebauten Stadtteil Friedrichswerder und blickt auf eine interessante, deshalb von mir hier erwähnte Entstehungsgeschichte zurück. Dasselbe ist auf Befehl des Grossen Kurfürsten 1669 für seine Pagen erbaut worden. Vor 100 Jahren wohnten noch ein Pagen-Gouverneur mit zwei Hofmeistern, zwei Leib- und sechs Hofpagen darin, auch ist der Name Pagenhaus noch lange haften geblieben. Der Erbauer war der Maurermeister Hans Schild. Herr Telge bemerkt dazu: „Die Maurermedaille hing um den Hals einer miteingemauerten Ratte, die in dem Kalk mumifiziert war. Sie war eingemauert oben

in der Mitte des Erkers. Die Ratte nebst Bindfaden war noch gut erhalten“. — Die heut vorgelegte bleierne gegossene Medaille von Grösse eines Zweimarkstücks zeigt auf der einen Seite erhaben, in einem Lorbeerkranz, Hammer und Kelle; in die platte Rückseite ist eingraviert

M.

Hans Schild

1669.

In dem Hause befindet sich noch aus Stein gehauen aus jener Zeit ein Kamin.

In weiterem Sinne dürfte dieser höchst merkwürdige Befund unter die Bauopfer (vgl. meine bezügliche Mitteilungen „Brandenburgia“ IV. S. 252) fallen. Symbolisch kann der Akt so aufgefasst werden, dass dadurch das lästigste Ungeziefer, die Hausratte (*Mus rattus*) abgewehrt und gebannt werden sollte, die überall im Hause, auch auf den Böden herumklettert, während die stärkere Wanderratte (*Mus decumanus*) die in mancher Beziehung noch bösartiger ist, im allgemeinen aber mehr die Keller und Parterre-Geschosse heimsucht, damals in Berlin noch nicht bekannt war. — Das Haus ist von Herrn Paul Telge höchst geschmackvoll und stilecht restauriert worden.

Hierauf hielt Frau Dr. Elise Löwenheim geb. Röhn einen Vortrag, betitelt: Gustav Feckert, ein Berliner Künstler. Zur Veranschaulichung dieses mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrags war eine kleine Ausstellung Feckertscher Meisterwerke veranstaltet worden. Das Märkische Museum hatte 6 Blätter Feckertscher Lithographien geliefert: 1. v. Mühler, I. Präs. des Obertribunals (Vater des Kultusministers), nach dem Begasschen Ölbild; 2. Major von Blesson (Komm. der Berliner Bürgerwehr) nach dem F. Schadowschen Porträt; v. Wrangel, General-Feldmarschall, nach dem Fr. Krügerschen Kniestück; 4. L. Pell dram, fürstbischöflicher Delegat und Probst bei St. Hedwig zu Berlin; 5. Kronprinz Friedrich als Bräutigam und 6. Victoria Kronprinzessin Friedrich Wilhelm von Preussen nach dem bekannten Winterhalterschen Vollbilde.

Der Vorsitzende, Herr E. Friedel, hatte das ihm gehörige Bild des Kommerzienrats Peter Louis Ravené ausgestellt, welches Feckert in vorzüglicher Weise nach dem berühmten Bilde von Knaus 1857 hergestellt. Das Original-Ölgemälde ist von uns in der Ravenéschen Gemäldegalerie am 15. Mai 1897 („Brandenburgia“ VI. S. 59) bewundert worden*).

*) Peter Louis Ravené geb. 10. Febr. 1792, gest. 31. Dez. 1861, Grossvater des jetzigen Besitzers der Galerie, Rittergutsbesitzer Louis Ravené, geb. 13. Dez. 1855. Der einzige noch überlebende jüngste Sohn des Galeriebegründers, der Schauspieldirektor Hans Ravené ist Zeitungsnachrichten zufolge kürzlich in Cleveland in Ohio durch einen unglücklichen Fall von einer Treppe ums Leben gekommen. Das oben erwähnte Feckert'sche Bild hat Ravené meiner Mutter, verw. Frau Dr. Luise Friedel, geb. Anschütz, verehrt.

Die Rednerin und Verwandte derselben hatten neben verschiedenen Familienporträts, die Feckert in Pastell und schwarzer Kreide gezeichnet, ausgestellt, von Feckertschen Steindruckbildern: E. Meyerheim, Familienglück; 2. ders., Kirchgang; 3. Tidemand: Der erlegte Wolf (norwegisch); 4. L. Gallait, Schmerzvergessen.

C. Auf diesen Vortrag folgte als zweiter des Abends: Fräulein E. Lemke: Frösche und Kröten. Auch dieser Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen.

Beide Vorträge folgen als selbständige Aufsätze weiter unten.

Nach dem Schluss des wissenschaftlichen Teils fand im Ratskeller ein gemeinschaftliches Spreewälder Fischessen statt. Die geschmackvoll zubereiteten Fische fanden überall Anerkennung. Während der Tafel toastete Herr Direktor Müller auf die Gäste und Herr Superintendent Wegner brachte einen humorvollen Toast auf die Damen aus.

Gustav Feckert,

von Elise Löwenheim.

Hochverehrte Anwesende!

Vor wenigen Jahren wurde in unsrer Stadt das Standbild Alois Sennefelders, des Erfinders der Lithographie, errichtet. Hatte man schon vorher Kupfer und Stahl (im Kupfer- und Stahlstich) und Holz (im Holzschnitt) zur Vervielfältigung von Bild und Schrift verwendet, so wurde nun auch der Stein diesem Zwecke dienstbar gemacht. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls ist es, dass gerade der Stein am geeignetesten zu diesem Zwecke erscheint, in welchem schon die grosse Meisterin aller Meister — die Natur — die erhabenen Schriftzüge ihrer gewaltigen Geschichte so bedeutungsvoll eingeschrieben hat und welcher deshalb für die Paläontologie von unschätzbarem Werte ist: nämlich der Stein aus den berühmten Brüchen von Solenhofen in Bayern. Und wir haben die Freude, dass eines der kostbarsten Stücke — das des Archäopterix — unser Museum für Naturkunde ziert, das nicht weniger als 20000 Mark gekostet hat!

Sennefelder hatte nur die Absicht, durch seine Erfindung ein billigeres Verfahren zur Vervielfältigung seiner Schriften — denn er war in seinem späteren Leben Schriftsteller geworden — ausfindig zu machen. Bald aber verwandte man diese Technik auch zur Reproduktion von Landkarten und Bildern; letztere besonders zum Zwecke der Illustration.

Indessen vermöchte die damalige Lithographie sich nicht zu einem höheren Kunstrange aufzuschwingen und reichte nicht entfernt an die